

Predigttext für den 2. Sonntag nach Epiphania, 17. Januar 2021

1 Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da.
2 Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. 3 Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. 4 Jesus spricht zu ihr: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. 5 Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. 6 Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maße. 7 Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. 8 Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. 9 Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam 10 und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie trunken sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten. 11 Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Gemeinde,

die Möglichkeiten zueinander zu kommen sind weiter beschränkt. Wir könnten Gottesdienste feiern und haben uns dagegen entschieden. Vor Weihnachten und jetzt noch mal für die Zeit bis Ende Februar. Es ist schwer gegenwärtig eindeutig zu sagen, was richtig und was falsch ist. Wir öffnen allerdings die Kirchen – in Heiland und Trotha. Es gibt die Möglichkeit Gott in der Kirche (zu Hause sowieso?) nahe zu kommen – in der Stille. Vielleicht gibt es auch eine Lesung. Eine Musik. Vielleicht fühle ich noch deutlicher als sonst, dass mir Gemeinschaft fehlt: Gemeinschaft mit denen, die ich als Schwestern und Brüder betrachte.

Wonach sehne ich mich? Herausgenommen sein. Das, was mir Angst macht, das was mir das Gemüt verfinstert, möge einfach von mir abrücken. Im Zusammenkommen im Namen Jesu ist das möglich. Schon sehr oft habe ich genau das erlebt. Meine Seele kommt zur Ruhe, meine Sehnsucht, meine Verletzungen, mein unersättliches Ich wird umfungen von einem segensreichen Wir Seiner Gemeinde. „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten...“

Und nun? Und jetzt? Ohne diese Gemeinschaft? Ich möchte von einem erzählen, der mir in den Wochen vor und auch zu Weihnachten sehr intensiv begegnete. Am intensivsten war die Begegnung als ein Zusammensein geschildert wurde, das dem Weinwunder von Kana (Johannes 2) in besonderer Weise nahe kommt. Sein Name ist den meisten sicher bekannt: Janosch. Seine Biographie ist alles andere als „normal“: Geboren und aufgewachsen ist er Anfang der 1930er Jahre an der Ostgrenze des vergangenen deutschen Reiches, in Schlesien. Seine Eltern wollten gern etwas Besseres sein als andere, missbrauchten dabei den Alkohol und in gewisser Weise auch sich selbst und ihren Sohn. Wer sich mit der Biographie Janoschs beschäftigt, wird entdecken wie er als Kind zu leiden hatte: Gewalt physisch und psychisch war an der Tagesordnung. Später ist er seinen ganz eigenen Weg gegangen und hat sich mit Gott und der Welt und allem, was dazugehört. Er hat sich auseinandergesetzt, hat musiziert, Bücher für Kinder geschrieben, ganz eigene Welten erschaffen.

Seitdem ich selbst Kinder habe, kenne ich seine Bücher für Kinder, lese mit Freude „O wie schön ist Panama“ vor. Und nun, im letzten Spätherbst begegneten mir seine Romane, in denen er von verletzten und suchenden Menschen erzählt, die zugleich immer sehr deutlich eine Ahnung von dem haben, was als Liebe oder Menschlichkeit bezeichnet werden kann.

Nun saß ich also da und las als erstes Buch „Polski Blues“. Drei Menschen machen sich auf den Weg nach Polen, um dort zwei Lebenskünstler und Musiker zu besuchen, die sie in Paris kennen gelernt hatten, die alles mitgenommen hatten, was es so an Berg- und Talfahrten im Leben geben konnte. Man traf sich in einem Dorf, Kuznice, „...ein Dorf mit höchstem Comfort. Alle Dächer waren mit Stroh gedeckt, manche mit Schindeln, die Mauern waren weiß gekalkt, eines war mit Zeichen und Linien angemalt. Blaue Schlangenlinien und Blumen. An manchen Häusern waren auch die Holzkeile gekalkt. Rings um jedes Haus waren Anbauten für Hühner, Schweine und Latrinen, deren Gestank sich mit dem Strohgeruch der Dächer und dem Geruch des Kalks, des Hühnerdrecks vermischte. Die Hühner liefen frei herum, das fiel auf. Gab es hier keine Diebe und keine Regierung? ‚Arsch der Welt‘, sagte Staszek, ‚sogar für die Regierung zu weit zum Räubern.‘ Eine kleine Kirche war da, nicht viel anders als die Häuser gebaut, nur hatte sie einen ‚Turm‘ und nur einen kleinen Anbau.“

In der Geschichte wird dann weiter erzählt, dass der eine Lebenskünstler in großer Einfachheit lebt, immer noch befreundet mit dem anderen, der wiederum seine Traumata auf und mit einem alten Motorrad verarbeitet und wie ein Wilder über die Felder heizt, ansonsten aber für keinen zugänglich ist.

Und dann am letzten Abend ergibt sich eine Begegnung: „Der Tisch war mit ein paar Tellern und Gläsern gedeckt. Brot lag in der Mitte, ein großes Messer. Auf kleineren Tellern waren gerösteter Knoblauch, geräucherter Speck, Salz, eingelegte Zwiebeln und eingelegte grüne Tomaten.

Er holte aus einem Keller, der von außen zugänglich war, eine Flasche gekühlten Wein. Wir suchten uns jeder einen Platz und es gab keinerlei Spannung. ‚Und in der Nacht vor seinem Tod nahm er seine Freunde und sie feierten ein Mahl.‘ Sagte Zdenek und lachte. (...) Neuer Wein wurde geholt. Und bald legte sich eine Glückseligkeit über uns, es war, als rieselte dieser famose Wein wie Blut durch unsere Adern und machte uns grenzenlos heiter. Das war das Leben, wie es in seinen großen Stunden sein soll. Zdenek goß den Wein ins Glas und sagte: ‚Das Blut des Lebens...‘ Hatten alle das gleiche gedacht und der Gedanke war da im Raum? Auch das Brot schmeckte wie du noch nie Brot gegessen hast. Mag sein, dass der Wein es dazu machte, mag sein, dass sich der Gedanke aufdrängte, hier sei das Leben pur in Wein und Brot, jedenfalls glaubte wohl jeder in dieser Minute, NUR davon kannst du leben. Das sei die Nahrung, die dem Menschen zusteht. Sagte einer: Das letzte Abendmahl? Wohl nicht. Und als die Seligkeit am größten war, nahm Zdenek seine Trompete und fing leise an zu spielen und immer großartiger. Es ging in einen Blues hinein und da holte Zbigniew aus seiner Kutte jene Mundharmonika (...). Wir tranken und aßen das Brot und als der Wein zu Ende war, sagte Zdenek: ‚Und als ihnen der Wein ausging, nahm er das Wasser...‘, ging hinaus, holte kaltes Wasser in einem Krug, was jetzt besser war als der beste Wein, so war das Wunder wohl gewesen.“

Mir wurde beim Lesen ganz anders. Als ich das las, hörte ich auch noch eine wunderbare Musik. Zufällig lief gerade Pat Metheny „Spiritual“. Und es war, als sei ich weit gereist und ganz mit dabei. Teil des Augenblicks, in denen es sich ereignet, dass wir uns finden ohne viel zu suchen, verbunden sind, ohne die großen Unterschiede auszuloten.

Da ist etwas, das uns verbindet: im Teilen, im Beisammensein. Wir erinnern und spüren tief in uns:

Es gibt einen, der will, dass wir zusammen sind, einander begegnen und miteinander teilen.

Es gibt einen, der wandeln kann, so dass es nicht mehr braucht als Dasein.

Janosch hat das wohl durch alle Höhen und Tiefen seines Lebens im Blick gehabt, dass es nicht mehr braucht als das; ich nenne es Begegnung in Liebe. Möglicherweise war es bei der Hochzeit zu Kana ähnlich. Du darfst sein, der Du bist. Und dann beginnt das Fest.

Und Corona? Bringt mich dazu, meine Gedanken aufzuschreiben. Viel länger ist das jetzt geworden als eine Predigt. Es ist ein Brief mit der Einladung in unserer Zeit Verbundenheit zu spüren, sich hier und da nahe zu kommen und miteinander zu teilen. Wir können uns anrufen, aneinander denken, füreinander beten und bitten. Auch in den kommenden Wochen. Die Botschaft: Da gibt es einen, der uns Freund ist und will, dass wir seine Liebe feiern. In allen Höhen und Tiefen des Lebens, mit so manchen Traumata und Verfehlungen. Gottes Liebe ist unser Leben.

Amen. Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Martin Schmelzer, Pfarrer.